

Zeitschrift: Jahrbuch für Solothurnische Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Solothurn
Band: 18 (1945)

Artikel: Söldnererbungen im Kanton Solothurn von 1600-1723. I. Teil
Autor: Allemann, Gustav
Kapitel: Einleitung
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-322948>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einleitung.

Der Söldnerdienst reicht in die graue Vorzeit zurück. Er war nicht eine spezifisch schweizerische Institution; denn bis zur französischen Revolution setzten sich die Heere aller Mächte, mit Ausnahme der Schweiz, aus Söldnern zusammen. Welches Gemisch an Reisläufern verschiedener Nationen diese Heere aufwiesen, schildert mit grellen Farben Schiller in Wallensteins Lager. Aus allen Himmelsrichtungen strömten die kriegslustigen Gesellen zusammen, wenn die Werbetrommel gerührt wurde.

Die Freude an Krieg und Schlachtenlärm war ein Wesenszug der alten Germanen. Da konnten sie ihrem wilden Mute, ihrer ungestümen Tapferkeit Ausdruck verleihen. Einzig wurde noch die Jagd ausser dem Krieg als ein freier Männer würdiges Geschäft angesehen. Scharen von Germanen zogen als Soldknechte in den römischen Kriegsdienst. — Der Drang nach kriegerischen Abenteuern, die Lust am Waffengeklirr wurden am reichsten gestillt zur Zeit der Völkerwanderung. — Im Mittelalter griffen ungezählte Krieger zum Schwert und zogen mit den deutschen Kaisern über die Alpen der südlichen Sonne entgegen. Auf solchen Zügen errangen unsere Altvordern ihre ersten Freiheiten und Rechte.

Den alten Solothurnern sass das Schwert so locker in der Scheide, wie den andern Bewohnern der Schweiz und an kriegerischem Geiste, an Rauf- und Abenteuerlust standen sie diesen nicht nach. Wer zählt alle jene Kriegerscharen, die um diese Zeit auf eigene Faust, die im Aufgebot des Reiches, einzeln oder in bunten Scharen nach allen Himmelsrichtungen den Kriegsschauplätzen zuzogen, angelockt durch hohen Sold und stattliche Beute? Bis ins 15. Jahrhundert hinein, solange das Schweizerland nicht an Ueberbevölkerung litt und ein, wenn auch bescheidenes Auskommen gestattete, rekrutierte sich das Kriegsvolk wohl in der Hauptsache aus kampffreudigen Leuten. Sie boten ihre Dienste den Potentaten an, die ihnen am meisten zahlten oder versprachen. Das lockere und ausschweifende Leben, das sie führten, war geeignet, leichtsinniges und liederliches Volk in Menge anzuziehen, für das das „so gehandhabte Waffenhandwerk nicht verfehlt konnte eine köstliche, hoch willkommene Gelegenheit zu sein, allen Lastern ungestraft zu frönen“.

Diese Banden waren ein Gemisch von allen Nationen. „Sie waren so, wie man sie in den alten Romanen aus der Zeit Ludwigs XII. und Franz I. am Anfange abgebildet sieht, und wie sie in den alten Malereien, auf Tapeten und auf Glastafeln in alten Häusern dargestellt sind. Gott weiss, in welcher Kleidung, in der sie mehr für den Galgen, als zu sonst etwas passten; sie trugen Hemden, wie die ehemaligen Zigeuner und Mauren, mit langen weiten Aermeln, die sie nur alle zwei oder drei Monate wechselten, vorne offen und die blosse behaarte Brust zeigend, die Beinkleider buntscheckig, zerfetzt, zerrissen und zerschnitten, bei welchen man oft nicht bloss die Beine, sondern auch den nackten Hintern sah; andere, die etwas sorgfältiger gekleidet waren, hatten auf ihren Beinkleider einen Ueberfluss von Taffet verwendet, welche sie dann Pluderhosen nannten; die meisten hatten die Beine ganz bloss, die Hosen bedeckten nur die Hüfte und die Lenden, und es schien ihnen Vergnügen zu machen, sich noch hässlicher darzustellen, als sie ohnedem schon waren. In moralischer Beziehung waren sie um kein Haar besser, und mit Abscheu wurde festgestellt, wie bösartig und frech, allen Lastern ergeben sie seien.“¹⁾ So lautet eine Schilderung der französischen Söldner ums Jahr 1500. Es kann daher nicht überraschen, dass die fremden Mächte die Haltung der geordneten Schweizerregimenter auf den Schlachtfeldern dieser Zeit mit Verwunderung bestaunten.

Da die schweizerischen Regierungen die Schädlichkeit der zügellosen Reisläuferei erkannten, wurde diese gemeinschaftlich im Pfaffenbrief 1370 verboten. Im Jahre 1401 wurde der Beschluss wiederholt mit dem Zusatz, dass das „in den krieg loufen“ ohne der Obrigkeit Gunst, Wissen und Willen verboten sei.²⁾ Solothurn setzte 1439 in einem Mandat Strafen fest, die gegen Söldner und Werber gerichtet waren: „A. D. 1439 am Tage nach dem Balmsonntag, es war der letzte Tag im März, haben meine Herren Schultheiss und Rat zu Solothurn und die ganze Gemeinde mit ihnen, alle einhelliglich geordnet und festgesetzt, um der Stadt und des Landes Nutzen und Ehren willen: dass niemand, weder in der Stadt noch auf dem Lande an kein Ende, fern oder nahe, laufen oder gehen solle in Reisens Weise oder in Krieges Weise, ohne Urlaub des Schultheissen und Rats zu Solothurn. Wenn aber jemand in der Stadt oder auf dem Lande heimlich oder öffentlich Knechte³⁾ werben sollte und diese

¹⁾ E. Fieffé: Geschichte der Fremdtruppen im Dienste Frankreichs. Bd. I, S. 7 und S. 18 und 19.

²⁾ E. A. Bd. I, S. 302.

³⁾ Söldner, Soldknechte.

ohne obrigkeitliche Beurlaubung in den Krieg ziehen, werden die Werber ein halbes Jahr aus Stadt und Landschaft verbannt und mit zehn Pfund Stebler gebüsst, die Geworbenen einen Monat verbannt und mit fünf Pfennig Stebler bestraft“¹⁾). Die obrigkeitlichen Mandate und Verordnungen blieben ohne Wirkung. Die „jungen Knaben“ liessen sich auch nicht durch „gute Worte, Verheissung von Streichen“ noch durch Androhung anderer Strafen einschüchtern und abschrecken. Der Reislauf lag im Blute des Schweizers und war so alt wie dieser selber.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts nahm der fremde Soldienst einen Umfang an und entwickelte sich mit einem Schwunge, dem zu steuern keine Regierung mehr die Macht besass. Die Siege des Burgunderkrieges, „in denen dieses rauhe Bergvolk seinen kriegerischen Sinn bewährte, reichten hin, ihm über alle andern Völker einen hohen militärischen Ruf zu verschaffen. Ueberall sprach man davon, dass die Schweizer das Geheimnis der alten Taktik der griechischen Heere wieder gefunden hätten. Mit Furcht und Schrecken erzählte man von den wundersamen Harsthörnern von Uri und Unterwalden, bei deren Tönen der Herzog von Burgund, dieser Mann mit dem ehernen Herzen, der die Furcht nie gekannt, bis ins Innerste erbebte. Man sprach mit Bewunderung von diesem, mit Picken und Hellebarten gleichsam verpfahlten Vierecke (Phalanx), an dem Kraft und Mut der unerschrockensten Ritter zunichte ward. Man umgab diese Helden mit allen militärischen Tugenden.“²⁾) Die ruhmreiche Besiegung Karls des Kühnen schuf bei den Schweizern ein gewaltiges Kraftbewusstsein und erhitzte den kriegerischen Geist bis zum Siedepunkt. Ueberdies hatten sie, die bisher auf einem kargen, gebirgigen Boden ein einfaches und hartes Leben gefristet hatten, durch die Eroberung der Burgunderbeute mit einem wirtschaftlichen Faktor Bekanntschaft gemacht, mit dem Reichtum, der bis dahin dem Grossteil des Volkes ein unbekanntes Gut darstellte. Dazu kamen die verlockenden Versprechungen des französischen Königs, der im Vertrage von 1480 jedem Soldknechte einen Monatssold von $4\frac{1}{2}$ rheinischen Gulden festsetzte, eine für die damalige Zeit und die schweizerischen Verhältnisse glänzende Bezahlung. Von allen Seiten umworben und umschmeichelt, gaben sich die Eidgenossen der Hoffnung hin, mit dem fremden Soldienst einer schönen Zukunft entgegen zu gehen. „Die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde für unser Land zu einer entscheidenden Epoche. Die Ueberlegenheit der Kriegskunst offenbarte sich in solch durchschla-

¹⁾ Soloth. Wochenblatt 1819, S. 68.

²⁾ Fieffé: Bd. I, S. 53.

gender Weise, dass die Eidgenossen, trunken von ihren Erfolgen, für nichts anderes mehr Sinn hatten, als für den Ruhm ihrer Waffen. Im ganzen Lande herum rollte unaufhörlich die Trommel, riefen die Harsthörner ihre schmetternden Töne, erschallten wilde Schlacht- und Siegeslieder. Unter fliegenden Bannern, im tiefen Staub der Landstrassen und im grellen Sonnenbrand zogen die Harste durch die Lande, die Rüstungen blinkten, hoch vom Haupte wallte der Federbusch. Pflug und Werkstatt wurden verlassen, um jenseits der Berge, in dem fernen Lande, nach dem schon so viele Gefährten gezogen waren, ohne zurückzukehren, Ruhm und Beute zu erwerben.“¹⁾ „Sie kamen nicht nur um des Geldes willen, sondern sie brachten auch den echten Geist, den das Handwerk verlangt, die Voraussetzungslosigkeit mit, der das Dreinschlagen die Hauptsache, Ursache und Wirkung des Streites aber Nebensache ist. Für solche Leute hatte die Sache noch einen Reiz mehr, weil die Kämpfe, die wir heute geschichtlich verzeichnen, von der blossen Rauferei häufig nicht weit entfernt waren.“²⁾

Welche Begeisterung für den fremden Soldkrieg am Ende des 15. Jahrs hunderts das solothurnische Volk erfasste und welchen Umfang die Ausezüge annahmen, beleuchtet ein Schreiben des Rates an Schultheisl Niklaus Konrad, den Anführer einer Söldnerschar, vom Jahre 1498: Wi. uns scheint, habt Ihr in unserer Stadt Räte und Burger in grosser Zah bewegen können mit Euch auszuziehen und nicht zu Hause zu bleiben. Ihr habt den Heinzmann Weltner mit Gold ausgestattet, damit er es den Unsern über den Sold hinaus verteile,³⁾ was uns nicht wenig befremdet und Kummer bereitet; denn unsere Stadt ist so ganz verödet und leer, dass wir kaum soviel Mannsnamen darin haben, um einen Toten zur Kirche zu tragen und zu läuten. Dass uns das mit grosser Sorge erfüllt, bei diesen untreuen schwebenden Läufen, wisset Ihr sicher zu bedenken. Es ist darum unsere ernstliche Meinung und Begehr, dass Ihr eine Anzahl Leute ausziehet, solche, die Ihr entbehren könnt, und sie eilends in unsere Stadt und unsere Landschaft zurückschicket, sofern Euch unsere Huld teuer ist. Wenn das nicht geschieht und uns darob Kummer und Schaden erwächst, wird alle Schuld auf Euch lasten.⁴⁾

Diese Massenaufbrüche sprechen nicht dafür, es hätten die Obrigkeiten ihre Untertanen zum Kriegsdienst gezwungen und sie gegen schnö-

¹⁾ Vallière: Treue und Ehre, S. 71.

²⁾ R. Feller: Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 6, S. 21.

³⁾ Zur Beeinflussung.

⁴⁾ Soloth. Wochenblatt 1819, S. 222.

des Geld fremden Fürsten verschachert. Ursachen mannigfaltiger Art waren Veranlassung zum Fremdendienste, deren Wurzeln nicht nur im Triebe nach Kampf und Waffengetöse und in der Abenteuerlust zu suchen sind oder im Egoismus der regierenden Häupter. Ohne Zweifel steigerten die glorreichen Siege des 15. Jahrhunderts das Machtgefühl des Schweizers gewaltig. Diese Siege dürfen bis zu einem gewissen Grade als Frucht des fremden Kriegsdienstes bewertet werden, in dem sich eine erfahrene, kriegskundige Führerschaft und ein schlagkräftiges Volk heranbildeten. Da, wie bereits angeführt, im Jahre 1498 zahlreiches solothurnisches Kriegsvolk in fremdem Solde stand, so ist die Vermutung kaum von der Hand zu weiden, dass 1499 eine grosse Zahl jener Krieger an der Schlacht bei Dornach beteiligt waren und der glückliche Ausgang der Schlacht im wesentlichen ihrer Unerschrockenheit und Erfahrung zu verdanken war.

Der Hauptfaktor, der zum Solddienst trieb, war der Kampf um die ökonomische Existenz. Das Land war übervölkert, der Nachwuchs gross. Nicht umsonst haben zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Dörfer angefangen, sich gegen den Zuzug von Leuten zu sträuben. Sie gingen in dieser Beziehung den Städten lange voraus. „Der Italiener Padovino schlug in einer Relation von 1608 die Bevölkerung der Schweiz auf 1'200'000, darunter 213'000 Waffenfähige an. Sie war damals im Verhältnis zu andern Staaten ausserordentlich dicht bevölkert. Dieser Menschenreichtum machte die Bewunderung aller Fremden aus und reizte zur Untersuchung der Ursachen. Sie lagen zum Teil offen vor Augen da: das gesunde Klima, das einfache Leben, die Sittenreinheit, die eheliche Treue, die Ehefreudigkeit, alles begünstigte die Fortpflanzung. Jeder wollte sein Weib haben, begnügte sich aber auch mit ihm und war seiner sicher. Es fiel Padovino auf, dass man Eifersucht nicht kannte; er berichtet von einer merkwürdigen Ungezwungenheit der Verkehrs. Die Frauen waren auf die Ehe angewiesen, namentlich die ärmeren hatten eine Wahl zwischen einer Versorgung und dem Bettelstab. Die freundliche Möglichkeit einer selbständigen Existenz, wie sie unsere Zeit gewährt, war ihnen damals nicht geboten. Unter diesen Umständen war der Kindersegen unverwüstlich und auch willkommen. Die wohlgeborene Nation war stolz auf ihre Fruchtbarkeit.“ „Wer sieben oder acht Kinder zählt, glaubt deren weniger als andere zu haben, und eine Mutter würde sich schämen auf der Strasse zu erscheinen, ohne ihr Jüngstes auf dem Arm und von den älteren wie von einem Kranz umgeben“.¹⁾ Statistische

¹⁾ R. Feller: Melchior Lussy, II. S. 4 u. 5.

Angaben über die Bevölkerungszahl des ausgehenden Mittelalters bis in die neuere Zeit hinein beruhen zwar mehr oder weniger auf Schätzung, sodass sie nur approximativen Wert besitzen. Sicher ist, dass die Besiedelung relativ sehr dicht war, die Bevölkerungsvermehrung gross, insbesondere auf dem Lande. Gewisse Gegenden der Schweiz waren stärker besiedelt als heute. „Die Produktion der durch Dreifelderwirtschaft, Unkenntnis der Düngerlehrten und Kraftfuttermittel in ihren Möglichkeiten beschränkten Landwirtschaft vermochte mit dieser Vermehrung der Verbraucher nicht Schritt zu halten. Wohl genügte sie ungefähr zur Selbsterhaltung der mit zahlreicheren Arbeitskräften als heute rechnenden Bauernschaft, aber schon für die Versorgung der grösseren Ortschaften und Städte war man jederzeit und immer in steigendem Masse auf ausländische Kornlieferungen angewiesen. Ein eigentlicher Landhunger trieb die Siedler immer höher in die waldigen Täler der Voralpen und Gebirgsgegenden. Die allmähliche Erschöpfung des kulturfähigen Landes selbst konnte die Bewegung wohl hemmen, die Raumnot blieb und mit ihr das Problem der Arbeitsbeschaffung.“

„Die städtische Wirtschaftspolitik, die einen Grossteil der Handwerk- und Gewerbeausübung einem kleinen Kreis von Stadtbürgern oder Zünftlern vorbeholt und auf diese beschränkte, musste in gleicher Weise ein Ueberangebot ungelernter Arbeitskräfte hervorrufen, dessen üble Folgen nur dank dem Ventil Auswanderung, beziehungsweise Fremden- dienst sich nicht in allgemeinem Elend äusserten.“¹⁾

Mit Ausnahme des Textilgewerbes in der Ostschweiz fehlte die Industrie fast ganz. Der Fremdenverkehr, der insbesondere die alpinen Landschaften entlastet hätte, war noch unbekannt.

Wie hätte unter solchen Bedingungen die Bevölkerung der Schweiz ein genügendes Auskommen finden sollen? Sie hätte darben müssen und die überschüssige Volkskraft wäre zum Nichtstun mit seinen schädlichen Begleiterscheinungen verurteilt worden. Dagegen sträubte sich ein gesundes jugendstarkes Kraftempfinden.

Wie stark die Schweiz an der deutschen Ostkolonisation beteiligt war und in welchem Masse sich eine eigentliche Auswanderung in dieser Epoche nach andern Ländern wandte, kann kaum je einmal mit Bestimmtheit festgestellt werden. Man ist hier auf Vermutungen angewiesen, die so weit gehen, diese zivile Auswanderung als beträchtlicher zu werten, denn die militärische. Jedenfalls ergoss sich nach dem Dreissigjährigen Kriege

¹⁾ M. F. Schafroth: Fremden- dienst von innen betrachtet. Schweizerische Monats- schrift für Offiziere aller Waffen. 51. Jahrg., Heft I, S. 3 u. 4.

ein Strom schweizerischer Auswanderer nach den verödeten Gebieten Deutschlands.

Nicht nur rohe Beutegier, nicht liederlicher Leichtsinn und Abenteuerlust trieben den Schweizer aufs Schlachtfeld, um sich für fremde Fürsten zu schlagen. „Entschieden wurden die Massenaufbrüche durch die Enge der Grenzen, die Kargheit des Bodens, den Mangel an Verdienst, verbunden mit einer unverhältnismässigen Zunahme der Bevölkerung, die zu Hause nicht genug zu leben fand. Dies alles erzeugte einen Ueberschuss an Menschen und verlangte nach einer regelmässigen Entlastung des Landes. Ein wahres Glück, dass die Tausende guten Mutes, wie aus freier Wahl auszogen. Es heisst gewöhnlich, sie seien nicht zu halten gewesen, und wir hören nicht von hartem Zwang, sondern von unbändigem Drang, der nach Taten begehrte. Es war, wie wenn ein gütiges Geschick das grausame Gebot der Notwendigkeit mit den grossen, aber unklaren Gefühlen, die durch Ruhm und Waffenehre erzeugt werden, verschleiert hätte. Im Grunde genommen gingen Menschensegen und Schlachtengeist auf das gleiche zurück, auf die Vollblütigkeit, die sich ausleben musste. Die Wahl stand dem Schweizer wahrlich nicht frei zwischen einem lockeren, auf Handgeld und Beute gegründeten Leben in der Fremde und einem genügsamen, rechtschaffenen Haushalten in der Heimat. Die Bedingungen des Daseins lagen ganz anders und erzeugten eine hoffnungsvolle Stimmung, mit der wir heute gänzlich gebrochen haben. Der Krieg galt als gewinnbringend und, wenn er es nicht war, so sollte er es doch sein, und günstig wie selten trafen um 1500 Dienstangebot und Nachfrage aufeinander in einer Fülle, die sich nur aus den wirtschaftlichen und militärischen Nöten der Zeit begreifen lässt.“¹⁾)

¹⁾ R. Feller: Schweizer Kriegsgeschichte, Bd. 6, S. 22.